

Zeltige Torheit.

Von Madeline Karol.

Wach in mir, du goldne Torheit,
Lach ich jede Schmachträume,
In der himmlischen Geheimnisse
Weinend, jauchzend überschäume.

Und ich triff' der Märchen Odem,
Auch im Wunder kann ich leben;
Allen Räthen, Glückverwehnen,
Nur ich meine Seele geben.

Mit dem lichtverklärten Rute
Will ich euren Stern bezwingen,
Mit dem Feuer meiner Liebe
Eure Finsternis durchdringen.

Laßt mich eure Tränen büßen,
Mich, die wie ein Leid bezwingen,
Mich, der ein verlornes Dämmel
Eim verzaubert Lied gesungen.

Trübsal Herz — voll Traum und Sehnen,
Alle Menschen willst du lieben,
Zeltig Herz — nur deine Torheit,
Zeltig Torheit ist dir Lieben...

Der Gefangene.

Finnische Skizze von Karl v. Tafelberg.
Uebersetzt von G. Hesse.

Mitten in der stillsten, friedlichsten
Gegend lag St. Michel am Strande
des Sunds, ringsumgeben von der
jüngsten Ebene.

Vom Hügel beim Leuchtturm im
Osten der Stadt erklangen bei fin-
dender Dämmerung die schleppenden
Töne eines ländlichen Kupferinstru-
ments, wie das Hirtenspiel einer
Symphonie. Und kurz darauf ta-
men die Kinder mit klingenden
Glöckchen von der Weide, gefolgt von
den kleinen Hirtin — sie hatten die
Höfen über die staubigen Wägen und
gebräunten Arie aufgeschlagen.

Die Mägde waren vorn bei der
Herde beschäftigt und jede führte ihre
zu melkende Kuh zur Seite, bis end-
lich die beiden legten an der Weide
waren, die sich inmitten auf dem gro-
ßen Platz verpötel hatten und noch
schnell ein Grabsbüchel austreten, um
es zu tauchen, während sie gemolken
wurden.

Im Militärgelände, das am
südlichen Ende der Stadt lag, wurde
die übliche Abendwache gehalten —
die Gefangenen wurden aufgeru-
fen und die Posten zogen auf. Ket-
ten klinkten und die Soldaten riefen
das Stichtwort.

Das Gefängnis war ein gelbes,
zweiistöckiges Gebäude, mit Mauern
umgeben, und drängte sich auf einer
Seite zu dem grünen Birkengehölz,
während es auf der andern — nach
dem großen Platz, wo das von der
Höhe draußengehörte Gras seine ma-
geren Halme durch den Sand reckte
— drohend das massive Portal des
Eingangs zeigte.

Ein wenig höher in der breiten
Straße, die auf die jüngste Ebene
führte, am Eingang zur Stadt, lag
die Kasernenkaserne — ein lange-
gestreckter, sehr niedriger Holzbau. Im
Innern befanden die Soldaten vom
Don schwermütig ihre weiten Strep-
pen und wilden Wägen. Man hörte
es in der Stadt, und die Leute sag-
ten: „Es gibt Regen. Hört nur,
die Kasernen singen!“

In dem oberen Stodwert an der
Nordwestseite des Gefängnisses, in
dem für die Schuldgefangenen be-
stimmten Teil, stand Heikki Hyttönen
am Fenster. Im Westen vergolmt
das Abendrot und er konnte die
milde Luft in aller Ruhe atmen;
denn diese Gefangenen wurden nicht
sehr streng behandelt. Sie wurden
nicht als schwere Verbrecher betrach-
tet, und daher war auch das Fenster
nur angelehnt, hinter dem er sinnend
stand.

Morgen war seine Strafe zu En-
de und er konnte zu seinem kleinen
Güthen nach Piesamaki zurückkeh-
ren und das Heu einfahren. So un-
dankbar verfolgte ihn der Spargel-
zollensnehmer wegen seiner zwanzig
Franken.

Zuerst hatte Heikki Hyttönen über
die Hartzigkeit seines Gläubigers
gejammert, der ihn ins Gefängnis
werfen ließ gerade in dem Augenblick,
da er auf dem Hofe so nötig war.
Dann aber hatte er sich beruhigt.
Was lag ihm denn im Grunde
daran, ob er im Gefängnis saß? Das
tat seiner Ehre gar keinen Abbruch.
Nebenbei würden sein Weib und sein
Junge auch allein fertig werden. Und
er, nun, war es nicht, als sei er auf
Zagelehn gegangen? War es nicht
genau dasselbe?

Und morgen hat er seine Schuld
bezahlt! Er freut sich schon im vor-
aus. Was für eine sonderbare Art
und Weise, sich so bezahlt zu ma-
chen! Nun, schließlich war das ja
Schade des Bräutigams, nicht seine.

Er stridte die steifgemordenen Bei-
ne. Ja, bald würde er nun wieder
zu Hause sein und mit der Sense
in den Händen auf der großen Wiese
sitzen, die sein Hütchen rings um-
gibt — sicher ist die ja noch nicht ge-
mählt.

Es war seit seiner Einkerkelung
zum erstenmal, daß er an seine Frei-
heit dachte. Was hätte es ihn auch
genützt, sich eben davon zu träu-
men? Doch jetzt, da ihm die Frei-
heit so nahe winkte, regte sich ein
Wunsch in ihm, ein qualender
Wunsch: Wenn er doch nur Tabak
hätte...

Seidern er im Gefängnis saß,
hatte er nicht einmal Tabak ge-
-

haben. Das war ihm die härteste
Entbehrung. Und je mehr seine Ge-
danken zu der Hütte zurückkehrten,
zu seinem Weibe und sechs Kleinen,
schärfer er sich selber immer deutlicher
nach dem Abendbrot auf der Tür-
schwelle sitzen.

Und natürlich rauchte er! Gewiß!
Und sogar so kräftig, daß der Tabak
in dem alten Stipstopf seiner Pfeife
knisterte und die vom unmerklichen
Abendhauch fortgetragenen Rauch-
wolken sich in langen, weißlichen
Streifen über dem Stalldach empor-
schwangen. Dies Bild stand ihm
so deutlich vor Augen, daß ihm das
Wasser im Munde zusammenfloss und
seine Lippen sich bewegten.

Als die Schildwache aufzog, kam
der Kosak Jwan Kusnow an die
Nordwestecke der Mauer, vor das ge-
stirnte Schilderhaus. Solange die
Patrouille in der Nähe kam und
ging, sah er seine vierzig Schritte
vor dem Schilderhaus mit vorge-
schriebener Regelmäßigkeit ab, die
leichte Kosakenlinie auf der Schul-
ter. Doch als die fünf Gewehrläufe
zum letztenmal im Abendrot aufge-
blüht und endlich verschwinden wa-
ren, lehnte er das Gewehr an die
Mauer, loderte den Gürtel seiner
Uniform und setzte sich mit ausge-
streckten Beinen ins Schilderhaus. Es
war nicht sehr angenehm, Kosak zu
sein. Mit gedämpfter Stimme be-
gann er die Nationallieder zu sum-
men, die seine Kameraden in der Ka-
serne sangen. Und seine Gedanken
schweiften durch eine große Steppe,
wo ein graugelber Fluß seine Fluten
dahinwälzte...

... schwer
und langsam, doch so sanft, so vertraut,
wie dem Menschen nur ein Fluß des
Heimatlandes vertraut sein kann.

Vor drei Jahren hatte er als acht-
zehnjähriger Burtsche den Don verlas-
sen. Seitdem lag er in St. Michel
in Garnison, in fremdem Lande, und
in diesen drei Jahren hatte er in der
Landessprache fluchen gelernt, und
das war alles, was er davon wußte.
Der Soldat hatte hier leichten Dienst:
Vor dem Gefängnis auf Wache zu
ziehen, ab und zu Mandat und sel-
ten eine Reittübung. Doch obgleich
er sich nicht beklagen konnte, trotz-
dem sein feuriges Blut oft vor Un-
geduld, besonders in den langen, ein-
samlichen Stunden, während er im vor-
geschriebenen Schritt vor dem Schild-
erhaus auf- und abging, während die
lichte Klarheit der nördlichen
Nacht das kleine Städtchen in tiefes
Schweigen hüllte. In diesen stillen
Nächten, da alles schlief, da kein
Blättchen sich regte und er sein Au-
ge schließen durfte, wollte er sich nicht
strenger Strafe aussetzen — dann
kam das Heimweh der Freiheit so
heftig über ihn, daß ihm förmlich
dürstete nach einer Ablenkung, nach
einem Abenteuer.

An diesem Abend hatte er fast un-
bewußt eine Ahnung dessen, was ihm
 bevorstand. Aufmerksam spähte er
 nach allen Seiten. Wenn doch we-
 nigstens die Gefangenen einen Aus-
bruch versuchen wollten, das wäre
eine schöne Ablenkung! Doch nein —
 er vermochte nichts Ungewöhnliches
 zu entdecken. So schlug er denn die
 Beine übereinander, zog einen To-
 baksbeutel aus der Tasche und steckte
 sich die Pfeife an.

Blatt wie ein Spiegel lag der bin-
 nenumsäumte Sand träumend da.
 Nichts regte sich. Er lehnte an der
 Rückwand des Schilderhäuschens,
 blickte den Rauch der Pfeife aus und
 folgte ihm mit den Augen, wie er
 aufstieg, ohne sich zu zerteilen — so
 still war die Luft. Er ließ den Blick
 umherschweifen und schloß sich be-
 drückt vom eigenen Horizont. Er
 dachte an andere Welten, fern, so
 fern...

Mit Wellenlinien...
an unendliche Steppen...

In diesem Moment fuhr Heikki
 Hyttönen oben an seinem Fenster ja-
 zusammen — das roch ja nach Ta-
 bak!

Aber woher kam denn nur dieser
 Geruch?
 Bedürfnis öffnete er das Fenster
 ganz weit, steckte den unrauhren,
 struppigen Kopf hinaus und spähte
 neugierig nach allen Seiten, ohne je-
 doch etwas zu entdecken.

Der Kosak schüttelte die Erinne-
 rungen ab, nahm sein Gewehr, und
 um sich zu zerstreuen, rief er mit
 schleppender Stimme das Stichtwort:
 „Slushjaa!“

„Slushjaa!“ antwortete es aus
 dem Schilderhäuschen an allen vier
 Ecken der Mauer.

Als der Hauptmann in der Ka-
 serne hörte, daß die Mannschaften auf
 ihrem Posten sind, dreht er sich be-
 züchtig im Bett um, während die Ge-
 fangenen in ihrer Zelle, die an diese
 plötzliche Störung wenig gewöhnt
 sind, jah aus ihren wirren Träumen
 aufwachen. Ihre Ketten klinken und
 der Wächter unterdrückt den Mundgang
 durch die Korridore und bleibt einen
 Augenblick stehen, um durch den Zu-
 gang zu spähen.

Heikki Hyttönen verzog den Mund
 zu einem breiten, gutmütigen Lachen,
 das der größten Nächstenliebe und den
 wohlwollendsten Gefühlen Ausdruck
 gab, die man je in vier Wänden ein-
 gesperrt. Soweit er konnte, bog er
 den Kopf vor und rief dem Kosaken
 auf finnisch zu:

„Hör, Bruderherz, laß doch auch
 dem armen Alten ein wenig Tabak
 zukommen!“

Seine Motivierung.
Unabhängiger Herr: Sie wollen bei mir
als Diener eintreten und haben einen
Budel; glauben Sie denn, daß ich
dafür das schwere Gehalt geben wür-
de?
Plent: „O nein gnädiger Herr,
den Budel haben Sie gratis!“

leberlastig hob der Kosak den
Kopf, als er die Stimme vernahm —
er gewahrte den Gefangenen und
winkte ihm zornig mit der Hand,
er solle sich schleunigst zurückziehen.
Die Vorschriften für die Soldaten
waren streng, und zwischen ihnen und
den Gefangenen gab es nur ein Ver-
kehrsmittel — das Gewehr.

Doch kaum hatte der Alte den
Wachtposten mit der Pfeife im Mund-
de gewahrt, so konnte er sich vor
Freude nicht mehr halten.

„Ah, du bist es, Bruderherz, der
da raucht? Dreifach sollst du den
Tabak zurückhaben, den du mir heute
abend gibst!“

„Pertele!“ schrie der Kosak in sei-
nem besten Finnisch, und zeigte ihm
die Faust.

„Aber was geht dich denn nur an,
Bruderherz, daß du so fluchst? ...
Ich bin doch kein Spitzbube! Der
Bräutigamsbesucher hat mich nur
einpersen lassen wegen zwanzig
Franken. Aber du sollst deinen Ta-
bak gleich morgen wieder haben, so-
bald ich frei bin.“

Während der Kosak noch gäherte
und nicht recht wußte, was er tun
sollte, fuhr Heikki Hyttönen fort:
„Aber höre doch, Bruderherz, ...
ich will ja gar nicht viel, nur ein
Büchgen.“

„Pertele!“ schrie Jwan von neuem
und hob die Flinte.

„Herrgott, wie du nur fluchst! Ich
tu doch nichts Böses! Du willst doch
wohl deshalb keinen Menschen tot-
schießen! Ich bin Heikki Hyttönen aus
Piesamaki.“

Der Kosak verstand kein Wort von
dem, was er sagte. Doch obwohl
der Kreis ihm für einen großen Ver-
brecher zu vertraulich schien, brachte
ihm sein Startinn doch auf. Das
Verbot, sich nicht mit den Gefangenen
zu unterhalten, war streng, und wenn
es jemand hörte, flog er mindestens
vierundzwanzig Stunden in Arrest,
ohne die Strafe des Hauptmanns, der
sich nicht darauf beschränken würde,
ihm nur eine Ohrfeige zu verabrei-
chen. Jwan kannte seinen Kapitän.
So machte er denn noch einen letzten
Versuch, legte das Gewehr hin und
begannt mit beiden Armen zu gestikulieren, als wolle er eine Ruhe ver-
langen und schrie dabei:

„Pertele! Pertele! Pertele!“

„Aber das tomische Gebaren des
Kosaken erheiterte den alten Bauern
ungemein.“

„Was du doch für ein drolliger
Kau bist! Erst drohst du mir mit
deinem Gewehr, dann brüust du wie
ein Blödsinniger, und alles das, an-
statt mir einfach zwei Finger voll
Tabak zu geben.“

Jwan nahm die Flinte wieder.
„Du willst doch wohl nicht von
vorn anfangen? Gib doch die Spie-
lerei mit der Flinte auf. ... Was
sagst du? ... Nein, ich bin kein
Spitzbube und auch kein Mörder.“

„Ich bin Heikki Hyttönen aus
Piesamaki.“

„Ich bringe er ab — der Kosak hat-
te die Gebuld verloren und ihn auf
ruffisch zum letztenmal aufgefordert,
sich zurückzuziehen. Doch da der Al-
te seiner Aufforderung keine Folge
leistete, hatte er aufs Fenster ange-
legt und — abgedrückt.“

Den Namen seines Heimatdörf-
chens auf den Lippen, wankte Heikki
Hyttönen, breitete die Arme aus und
schlug lautlos auf den Rücken hin.
Die Kugel hatte den Fensterrahmen
gestreift und sich in den finnischen
Schädel gebohrt.

Der Kosak kam vor Gericht, doch
wurde er freigesprochen.

In Piesamaki aber mußte ein ab-
gebranntes, abgearbeitetes Weib mit
ihren sechs Kleinen das Güthen —
die heimatische Scholle verlassen und
irre obdachlos umher ...

Wie ist man Spargel?

Ein Fachblatt der Gastromie be-
hauptet, daß man in jedem Lande
den Spargel anders ist und die
Spargellester immer die des anderen
Landes als Bötter erklären und als
Menschen, die nicht anfänglich essen
können. In den „Kulturländern“
wird der Spargel ungeschmitten ge-
essen. In England werden vielfach
überhaupt nur Spargelköpfe serviert,
die natürlich ohne Würste und ohne
Beinträchtigung des Wohlgeschmacks
mit der Gabel gegessen werden. Bes-
ser aber ist diese Methode immerhin
als die andere, bei der die ganze
Spargelstange oft der Gabel entglei-
tet und dann natürlich in die Sauce
fällt, die in weitem Bogen nicht sehr
zur Freude der Umgebung umher-
spritzt. Das beste ist, den Spargel
an seinem Ende mit Daumen und
Zehngfinger der linken Hand zu erfassen,
mit der rechten Hand eine Gabel
unter das vordere Ende zu schie-
ben und dieses schwanke“, aber ledere
Gebäude zum Munde zu führen. Hier-
auf ist zu bemerken, daß der schöne
weiße Spargel, vorausgesetzt, daß er
recht zart und frisch ist, gestoft mit
Messer und Gabel gegessen werden
kann, ohne durch das Metall an sei-
nem Wohlgeschmack zu verlieren.

Menuett.

Von William T. Bela.

Unwillig warf sich Hilde Lantisch
auf einen Sessel und ballte die
Fäustchen.

„Nie, nie, nie lerne ich dieses ver-
traute Menuett!“

„Aber, Hilde!“ erklang vorwurf-
voll der „Ehor der Entrüstung“, wie
Hilde die Stimmen ihrer Verwand-
ten zu nennen beliebte.

„Hildegard, du wirst niemals eine
Dame werden!“ feuerte die „Tante
Baronin“, bei der das Mädchen
„aufwuchs“, das heißt, seit einem
Jahre in Pension war.

„Nun, dann nicht!“ entgegnete Hil-
de trozig. „Wenn ich nur ein tüch-
tiger Mensch werde, das ist mir ge-
nug.“

„Ein tüchtiger Mensch? — Kind!
Wo hast du nur diese — neumobi-
schen Ausdrücke her?“

„Von dir nicht!“ brummte Hilde.
Für dich gib's doch höchstens „Da-
men und Herren“, aber nicht einfa-
che, gesunde, natürliche Menschen!“
Zimmerlin trug sie Sorge, daß ihr
Brummen verständlich blieb.

„Darf ich nun nochmals bitten,
meine Damen!“ rief der Tanzmei-
ster, dessen Gebuld — wenigstens sei-
nen vornehmen und reichen Göglin-
gen gegenüber — unerschöpflich
schien. „Also, meine Damen! Recht
graziös und zierlich, bitte! Ich möch-
te fast sagen, ein wenig totelt! Die
Fußspitzen müssen Sie mit vorge-
neigtem Kopf jedesmal bei diesem
Pas betrachten — erst rechts, dann
links — so, sehen Sie — das gibt
dann zugleich eine graziöse Kopf-
und Fußwendung — ah! Sehen Sie
Komtesse Mary an! Das ist Per-
fektion! Entzückend! Wachen Sie
es doch nur alle so wie die Kom-
tesse — bitte, bitte!“ Und mit ge-
falteten Händen und verjüdetem
Ausdruck tänzelte der alte Herr vor
Mary umher.

Mary war eine hochaufgeschossene,
überschlanke Dame von vierundzwanzig
Jahren, die schon vier oder fünf
Probingsaffons hinter sich hatte, jetzt
aber in der Hauptstadt Triumphe
feiern sollte.

Das schwierige Menuett hatte sie
schon vor einigen Wintern gelernt.
Jetzt nahm sie an der Longstunde
ihrer Cousinen teil, um sich noch et-
waige „Hofmannen“ anzueignen,
denn „Herr Köhl!“ war veritabler
Tanzlehrer der höchsten Herrschaften.

Hilde Lantisch blickte halb scheu-
halb spöttisch die Komtesse an, die
mit so blasierter Grazie ihre langen,
schmalen Hüfte hin und her schleifte.
„Ein albern Tanz, dieses Me-
nuett!“ sagte sie. „Ein frischer, flot-
ter Walzer, ja! den lob' ich mir! Da
hat man doch was davon! Ach Gott,
wenn doch bloß Hans das Menuett
nicht mit mir tanzte!“

Aber das Geschick war taub gegen
die Wünsche dieses achtzehnjährigen
Hergens!

Der Ball, der einige Tage nach
dieser letzten qualvollen Tanzstunde
im Hause der Tante arrangiert
word, fand hauptsächlich Mary zu
Ehren statt. Mary war ebenso wie
Hilde Pensionärin bei der Tante
Baronin, die in der weitverbrei-
teten Familie als höchst nützliche Wis-
senschaft abwechselnd in Anspruch
genommen wurde.

Hans, der Held in Hildes Träu-
men, war ein echter Gesellschafts-
löwe, was äußerlichkeiten, aber
auch eine Seltenheit, was innere Ei-
genchaften betraf. Trotz Majorats-
herr und Assessor war er allen Er-
folgen auf den Partetts der Haupt-
stadt zum Trotz ein „lieber, lustiger
Steck“ geblieben; so wie ihn Hilde
kennen gelernt hatte, als sie noch ein
ganz kleines Mädel und er ein lan-
ger Sekundaner gewesen, damals auf
dem väterlichen Gut, das an das
Steinbachsche Majorat angrenzte.
Seit jener Zeit „liebte“ sie ihn schon.

Der Ballabend war da, und Hilde
gitterte im wahrsten Sinne des Wor-
tes vor richtigem Ballfieber.

Schon waren die Gäste im gro-
ßen Salon versammelt. Durch einen
Portierenspalz sah Hilde, wie Kom-
tesse Mary von einer ganzen Schar
junger eleganter Herren umlagert
war. Mary sah aber auch wirklich
vorzüglich aus. Ganz in Sierblenden
weiße Seide gehüllt, nur Girlanden
von kirchlichen Geranien um Kopf
und Schultern, bot sie das Bild ei-
ner glänzenden Ballbabe. Die sonst
zu bleichen Wangen hatten heute ei-
nen feinen roten Schimmer. Gerade
darüber trauerte Hilde verächtlich
die Lippen. Sie hatte doch selbst vor
einer Viertelstunde vom Nebenzim-
mer aus gesehen, wie sich die Kom-
tesse die Wangen mit ihrer — Zahn-
paste einrieb. Daher jetzt der fri-
sche, ganz aus der Haut herausblü-
hende Schimmer!

„Alter Schmitztopf!“ flüsterte
Hilde zornig, während sie noch im-
mer auf ihrem gedekten Laufschu-
ppen verharrete. Endlich mußte sie
sich aber doch in den Saal wagen,
denn man fragte bereits nach ihr,
und eben rief auch im Nebenzimmer
die Tante ihren Namen.

Da stand sie nun im Saal, ganz
verwirrt und lächelnd, in ihrem bus-
tigen Foulardkleiden, mit dem
Kranz von Maßliebchen im nuphrau-
nen Haar. Und als erster trat Hans

v. Steinbach vor sie hin, lächelte auf
sie herab von seiner schlanken Höhe
und wartete auf ihre Tanzkarte.

„Darf ich um das Menuett bit-
ten, Fräulein Hilde?“ fragte er leise.
Fräulein Hilde nannte er sie! Als
ob sie sich gestern getraunt hätten!
Und sie waren sich doch seit ihrer
Eingekennung nicht wieder begegnet!

„Das Menuett? Ach, bitte —
nein! — ich tanze es so schrecklich
schlecht. Ich kann es überhaupt noch
gar nicht richtig!“ bat Hilde ängst-
lich.

„Macht nichts! Ich werde Sie schon
dirigieren! Und dann noch den
zweiten Walzer! Ja?“

„Ja, ja! Walzer tanzen Sie so
fein!“

Hans lachte: „Das wissen Sie
noch, Fräulein Hilde? Wir haben,
so viel ich weiß, ein einziges Mal
miteinander getanzt. Das war auf
Ihrem väterlichen Gut; ich glaube,
an Ihrem fünfzehnten Geburtstag.“
Mary, die eben vorüberging,
rumpfte die Nase. „Wie vertraut
mit dieser Kleinen tut!“ — Aber
natürlich sprach er mit der ungeho-
ren belsten Hilde eben in einem anderen
Zargon als mit ihr oder anderen
Damen. Und sie schob auf den gro-
ßen blonden Assessor einen Seiten-
blick, der deutlich genug sprach, wenn
auch die hochmütigen Lippen stumm
blieben. Ja, Hans v. Steinbach war
halt eine durchaus gute Partie!

Das Menuett bildete den gräziö-
sen Schluß des ersten Teiles vor
dem Abendessen. Hilde Lantisch war
im Paradies. Ohne daß sie es
wußte, war sie die Königin des
Balles geworden, denn unter all den
großartigen Städterinnen war auch
nicht eine, die so jubelnd lachen,
so unwichtig und naiv antworteten,
so leicht und schwebend tanzen konn-
te wie sie.

Komtesse Mary bemerkte das alles
sehr wohl und wenn sie sich nicht
mit aller Macht beherrsch hätte,
würden ihre Tänzer bald eine mer-
kliche Abmühsung ihrer guten Laune
konstatieren haben. Sie wußte in-
dessen, das Menuett würde ihr den
Triumph bringen. Von einem Gar-
deleutnant, Wortführer bei Hof, war
sie zu dem Tanz engagiert worden,
und eben trat sie bei den getragenen
Klängen mit ihm an.

Ei, wie sie die schmale Fußspitze
bog! Wie graziös sie das Klein-
trotzige, den Kopf neigte, den Arm
bog!

„Sehen Sie!“ rief Hilde ihrem
Tänzer zu. „Sehen Sie, ich mache
alles falsch! Mit der Komtesse hät-
ten Sie tanzen sollen, die kann so
etwas! Tennis findet sie ordinär,
und ich schwärme dafür. Kochen
kann sie keine Spur, und ich ordent-
lich, dagegen weiß sie von Eßhit,
Angeheit und anderen Tits eine
ganze Menge. Wir sind die richtige
Gegensätze!“

„Ja!“ sagte Hans v. Steinbach
einstimmig. Nur ein leises Lächeln
vor bei Hildes drolligen Worten um
seinen Mund gezeichnet, aber er hatte
es schnell unterdrückt. Er wollte
nicht zu schnell sehen lassen, wie es
ihn zu dem frischen holden Natur-
kind hingog, das er in all den Jah-
ren nicht vergessen hatte.

Vorsichtig war er sonst nicht von
Natur, aber jetzt kam ihm doch ein
leiser Zweifel, und die Worte klan-
gen ihm in den Ohren, die Mary
ihm vorhin mit überlegener Ironie
gesagt hatte:

„Sollte man es für möglich hal-
ten, daß ein so junges Ding, wie
dieses kleine Lantisch, schon so raf-
finiert ist? Sie spielt direkt die
Naibel!“

„Wirklich, Komtesse?“ hatte Hans
entgegnet. „So, wie sie jetzt ist, war
sie aber schon immer.“

„Dahh! Ja! Was aber früher?
Natur war, ist jetzt eben Berechnung.
Über für was halten Sie es sonst,
wenn eine achtzehnjährige Ballnovize
sagt, sie würde sich im Handumdren-
den den begehrtesten Kavallerier im
Saale zu ihrem Sklaven und Frei-
erksmann machen?“

„Adensarten! Das halte ich ganz
einfach für kindliches Renommieren!“
„Wie man's nimmt. Vielleicht ge-
lingt der kleinen Schläuen ihr Plan?“

„Ja, so hatte Komtesse Mary ge-
sagt! Und obwohl Hans geföhlt
hatte, wie giftiger Haß in den la-
chenden gesprochenen Worten lag,
war doch ein leiser Stachel zurückge-
blieben. Nun wollte er prüfen, ob Hilde
ebenso scharfe Worte und auch eben-
so geföhliche Gefinnung hatte wie
ihre Cousine Mary.“

„Komtesse Mary tanzt das Me-
nuett aber wirklich wunderbar!“
sagte er leichtsin. „Und sie sieht aus
schön aus!“

„Nicht wahr? Ich sagte Ihnen
doch gleich, Sie hätten diesen Tanz
mit ihr tanzen sollen. Sie beide
hätten ein glänzendes Paar abge-
geben.“

„Sie haben wohl die Komtesse
sehr gerne, Hilde?“

„Ach nein! Das müßte ich lü-
gen, aber ich erkenne an, daß sie viel
mehr Tugenden und Vorzüge hat
als ich. In erster Linie ist sie eine
wirdliche Dame, und ich — ich werde
wohl zeitweilig eine wilde Hummel
bleiben.“

„Das kam so neidlos und mit
einem so herzhaften Geufzer heraus,
daß Hans mit einem Schloge wußte:
das war keine Verstellung!“

In diesem Moment kam der
Schluß des Tanzes, wobei die Paare
in gräziösem Tanzschritt ihre
Plätze wechselten und die Damen
unter den aufgehobenen Armen des
ersten Paars durchschritten. Dabei
geschah es, daß Marys Arm Hildes
Kopf so hart streifte, daß ihr der
Mahlbeerkranz mit zwei Haarna-
beln herausgerissen wurde.

Für eine junge Dame gibt es
in Gesellschaft doch nichts Aergert-
licheres, als wenn ihr die Frisur zer-
stört wird. Zudem hatte Hans von
Steinbach deutlich beobachtet, daß die
boshafte Komtesse absichtlich das
Mahlbeerbüschel geführt hatte. Nichts-
destoweniger lachte Hilde hellauf,
griff mit beiden Händen nach dem
Kranzchen und drückte es wieder fest
in das dunkle Gelock. Die schiefen
Frisur sah zwar etwas zerzaust aus,
aber das stand dem süßen Gesichtchen
nur um so besser, so daß sich Hans
nicht enthalten konnte, ihr ein ent-
zücktes Bravo zuzurufen.

„Ich bin aber doch wirklich zu
ungeschickt!“ sagte die erstörende Hil-
de einischuldigend. „Hoffentlich hat
sich Mary nicht den Arm an meinen
bunten Haarnadeln verletz!“ Und
dabei sah sie sich mitleidig nach Kom-
tesse Mary um, die ein recht schaden-
frohes Gesicht machte.

„Hilde!“ flüsterte ihr da Hans ins
Ohr. „Sie sind doch wirklich ein
grundgutes, liebes Mädel! Wollen
Sie mir einen großen Gefallen tun?“

„Ja! Gerne! Was ist's denn?“

„Kommen Sie mit mir für ein
paar Minuten dort in den Garten.
Ich muß Ihnen etwas erzählen.“

Als nach einer kleinen Weile Hil-
de und Hans wieder auftauchten,
gingen sie Arm in Arm vor ver-
sammettem Kriegsbock zur Tante
Baronin, um der zuerst zu sagen,
daß sich zwei Herzen fürs Leben
gefunden hätten...

Goethe und die Johannishacht.

In Jena besetzt jetzt noch der
Bruch, daß die Knaben in der Jo-
hannishacht auf den Bergen Feuer
anzünden. Als Feuerzuchtsoff sam-
meln sie in der Stadt alles unbrauch-
bar gewordene Holz, alte Riffen, Fei-
ser und dergleichen, zu Goethes Fei-
sten besonders abgelehrte Stumpsfen
von Reifgebelen. Die immer strenger
werdende Polizei wollte auch in dies-
es uralte Recht der Jugend eingrei-
fen und verbot die Johannishacht am
24. Juni; bei einer bald darauf in
Jena stattfindenden feierlichen Ge-
legenheit brachte Goethe den Trint-
spruch auf die Jugend aus:

Johannishacht sei unverwehrt,
Die Freude nie verloren!
Besen werden immer stumpf gelehrt
Und Jüngens immer geboren.

Das war die Veranlassung, daß
das die Sonnenwächter ständige
Polizeiverbot wieder aufgehoben, wurde
... Schon in Weimar im Auf-
schwung Hause, wo sieben Kinder u. in
zwölfen Lebensjahre bis zu Lui die
zwei Jahre alt war, heruntollten,
konnte Goethe im Kinderpiel mit den
Kindern ganz Kind sein. Er balgte
sich mit ihnen herum, lag mit ihnen
an der Erde, ließ sie auf sich herum-
trabbeln, und es war bei solchen
Szenen oft großer Lärm und groß
Geschrei. Der Hausarzt kam ein-
mal dazu und fand dieses unter der Wür-
de eines geachteten Menschen. „Das
merkte ich an seiner Nase“, sagt Goe-
the. „Ich ließ mich aber in nichts
lören, ließ ihn sehr vernünftige Sa-
chen abhandeln und baute den Kin-
dern ihre Kartenhäuser wieder auf,
die sie zerschlagen hatten.“ Die Au-
gen von ganz Wehlar waren damals
auf den merkwürdigen jungen Mann
gerichtet, den sie nicht begreifen konn-
ten, der halb am Markttag alle Kir-
schen auf dem ganzen Markt auf-
kaufte, alle Kinder in der Stadt zu-
sammennahm und dann mit der
Karamane nach Bussis Gasse zog, wo
er die Kinder alle in Kreise um die
störbe herumstellte, die Kirchenges-
teckte und Lotte ihnen Butterbrot dar-
zu schnitt.